

Eine Frage!

Wie erhalten wir der Zukunft die
erhebenden Kräfte dieses Krieges?

Von

Johannes Marbod

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1915

Eine Frage!

Wie erhalten wir der Zukunft die
erhebenden Kräfte dieses Krieges?

Von

Johannes Marbod



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1915

ISBN 978-3-662-23850-9 ISBN 978-3-662-25953-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-25953-5

Ein Ausländer, welcher die deutsche Mobilmachung miterlebte, schilderte im August 1914 den Aufmarsch der Millionen Soldaten und hinter diesen Millionen das gesamte einige Volk, Männer und Frauen wetteifernd, jedes Opfer zu bringen:

„Für einen Fremden, einen Ausländer, der mit kühler Ruhe und mit objektivem Blick dieses welt-historische Riesenschauspiel betrachtet, wird es mit jedem Tage mehr und mehr überwältigend. Es ist wie ein Gebirge, das sich über das ganze Gefühl legt; ein ungeheures Gewicht, das in die Knie zwingt. — Man muß alle die Vorgänge beobachten, die sich in einem Volk ereignen, das zum Kampfe zieht, tief überzeugt davon, für eine gerechte Sache zu kämpfen; ein Volk, das sich bewußt ist, Leib und Leben und große Reichtümer, die in jahrelangem Fleiß zusammengetragen sind, hinzugeben.“

Ja, die Deutschen waren sich klar, daß es kein Tanz, kein leichtes Spiel sein werde. — Als am 31. Juli die Nachricht kam, daß Rußland gegen uns mobil mache, rief unser Kaiser vom Schlosse herab der erwartungsvollen Menge zu: „Enorme Opfer an Gut und Blut wird der Krieg vom deutschen Volke erfordern“, und dennoch ging es wie ein Jubel durch das Volk:

„Wie überaus gewaltig, wie ganz wundervoll, sind — so hieß es in einem Briefe — die Wirkungen des Krieges! Das Mächtigste, was ein Mensch erleben

kann, ist der Krieg, das Heiligste und Zauberhafteste. Wo ist unser deutsches Parteigezänk, der Neid der unteren Klassen, die Blasiertheit der oberen; wo ist der Bürokratismus und die Philistrosität, die Kleinlichkeit des Alltags, die Reichsverdrossenheit, die böse Mainlinie, — der große Zauberer hob den Stab und alles das verwehte wie Spreu vor seinem heiligen Atem! —“

So klang es von allen Seiten:

„Wenn es noch eines geschichtlichen Beweises bedurft hätte, daß der Krieg trotz aller seiner unsagbaren Schrecknisse ein Volk läutern und heben, binden und festern, zu sich selbst und zu den Quellen seiner Kraft zurückführen kann, so hätte das deutsche Volk diesen Beweis geliefert. Alles Kleine und Nichtige ist zurückgetreten, alles Faule und Fragwürdige ist abgestreift. Das Große, das Hohe und das Tiefe ist wieder zu seinem Rechte gekommen. Ein befreiender Hauch der Selbstbesinnung ist durch die Herzen gegangen. Von den Schwingen der Volksseele hat sich der Staub gelöst, der sie sonst niederwärts zog; was wir Jahrzehnte hindurch ersehnten, ist leuchtende und, will's Gott, bleibende Wahrheit geworden.“ —

Und wieder von einer anderen Seite:

„Wie die herrlichen Tage den Parteihaf zur Hölle schleuderten, so haben sie dem Dünkel, der Spielerei, dem snobistischen Getändel, dem vaterlandslosen Zynismus ein Ende gemacht. Nie wieder wird das reine Hochgefühl erlöschen, das der August 1914 in allen Geistesrevieren Deutschlands entzündet hat!“

Wie erhalten wir der Zukunft diese erhebenden Kräfte?
Gibt es politische Mittel, die dazu helfen könnten?

Die Geschichte lehrt, daß in jedem Volk nach einem Kriege in den Vordergrund des Denkens und Handelns wirtschaftliche Fragen treten. Denn jeder Krieg bewirkt eine Umformung der wirtschaftlichen Kräfte und erzeugt in der Produktion Spannungen, die nach dem Kriege durchaus gelöst werden müssen. Auf der einen Seite Gewerbe, die während des Krieges völlig zusammenschrumpften, und die nun plötzlich mit dem Friedensschluß ihre alte Bedeutung wiedergewinnen und in aller Eile wiederherzustellen und zu erweitern sind. Auf der anderen Seite Industrien, die während des Krieges ihre Leistungen vervielfachen mußten, und die mit dem Friedensschluß für ihre gewaltig erweiterten Werkstätten keine Bestellungen haben. Zugleich kehren die Männer heim, die nur den einen Gedanken hatten, das Vaterland zu erretten, und die jetzt ihre Gedanken wieder auf die Arbeit richten.

Das ist der Augenblick, in welchem die Entscheidung fällt, ob es gelingen wird, die erhebenden Kräfte des Krieges der Zukunft zu erhalten! Gelingt es in diesem entscheidenden Momente nicht, die Gedanken und die Handlungen der Volksgenossen auf ein gemeinsames, auf ein nationales Ziel der Friedensarbeit hinzulenken, so entarten die aufgewählten Kräfte nach dem Kriege in Zügellosigkeit und Rohheit.

Wer die Zeiten nach dem glorreichen Kriege 1870/71 miterlebt hat, weiß, was solche Entartung bedeutet und weiß auch, wo der Fehler steckte. Der Friedensschluß des Jahres 1871 war so gefaßt, daß er zwar dem wirtschaftlichen Leben die stärksten Impulse gab, aber völlig unterblieb der Versuch, die so gesteigerten Kräfte auf ein gemeinsames, nationales Ziel der Friedensarbeit hinzuweisen. Der Versuch unterblieb, obwohl bedeutende Männer die Gefahr, die hieraus drohte, erkannten. Der Versuch mußte unterbleiben, weil sich damals

die Idee der „absoluten Wirtschaftsfreiheit“ beherrschend über alle anderen Ideale erhob. Ziele der Arbeit, so meinte man, werden sich ganz von selbst ergeben, wenn nur genügend Reichtümer herbeigeführt würden, um die Arbeit zu kühnen Unternehmungen anzuregen. Und so geschah's! — Als damals die siegreichen Truppen heimkehrten und das deutsche Volk sich mit gesteigerter Kraft der wirtschaftlichen Arbeit zuwandte, stand diese Arbeit völlig im Banne des „Milliardenlegens“.

Anfangs wollte niemand glauben, daß das niedergeworfene Frankreich imstande sein könne, eine so ungeheure Summe aufzubringen. Selbst die genauesten Kenner des Finanzwesens in Deutschland zweifelten an der Durchführbarkeit. Für eine unmögliche Zusage galt vielen jener Artikel II des Versailler Präliminarfriedens, der fünf Milliarden Franks versprach. Dahinter aber stand der eherne Artikel III, der die Departements Marne, Ardennen, Haute-Marne, Maas, Vogesen und Meurthe sowie die Festung Belfort als Pfand für die Zahlung der Milliarden festhielt, und in dem Bestreben, die deutsche Besetzung dieser Gebiete möglichst schnell zu beseitigen, brachte Frankreich in überraschend kurzer Zeit die gesamte Kriegsschädigung auf. Vom Sommer 1871 bis zum Herbst 1873 strömten die allen bisherigen Bedarf weit übersteigenden Milliarden ins Land. — Das so aufgepeitschte deutsche Wirtschaftsleben wogte alsbald über alle Schranken und Grenzen, die „Gründungsära“ begann.

Am Anfange des Jahres 1871 hatte der Nationalökonom A. Held geschrieben:

„Wir glauben, daß ein Nationalkrieg wie der von 1870 eine Läuterung der sittlichen Anschauungen, eine Verminderung der engherzigen Selbstsucht hervorbringen und eine fruchtbringende Schule des Volkes

zur Pflichterfüllung zu werden imstande ist.“ (Preussische Jahrbücher, Februarheft 1871.)

Wenige Monate später erhob sich die tollste Spekulation, um die Errungenschaften des Krieges eilig für die Kapitalisten zu „realisieren“, und in der Arbeiterschaft drohte, wie die gerichtliche Statistik bewies, eine schnell zunehmende Zugellosigkeit und Verrohung. Man hatte ja die Mittel! Die Milliarden strömten herbei! Jetzt galt es den Tanz um das goldene Kalb! Dann kam 1873 der „Krach“, langdauernder Niedergang, Arbeitslosigkeit, und schließlich zog ein Strom von Auswanderern hinüber in die Neue Welt. Nicht ganz mit Unrecht hieß es damals: Das 5-Milliarden-Opfer Frankreichs habe den Deutschen mehr geschadet als den Franzosen. Selbst Ludwig Bamberger, ein Vorkämpfer des Kapitalismus, der Schöpfer unserer Goldwährung, schloß im Jahre 1873 einen Aufsatz über „Die 5 Milliarden“ mit der freilich verspäteten Warnung: „Möchte das Reich bewahrt bleiben vor dem zweideutigen Segen spanischer Gallionen!

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Herde gold'ner Kälber,
Sie reißen sich vom Boden los!“

Am grünen Tisch haben graue Theoretiker wohl geäußert, jenes Unheil hätte vermieden werden können, wenn damals die großen Finanztransaktionen vorsichtiger durchgeführt worden wären. Insbesondere wird behauptet, daß man durch eine langfristige Verteilung der Kriegszahlungen das „Gründungsieber“ hätte vermeiden können. — Im allgemeinen ist es wenig fruchtbar, sich darüber zu unterhalten, was hätte sein können, wenn dies oder das gewesen wäre, aber an einiges sei doch gegen jene Hypothese erinnert: Das Grün-

dungsfieber trat mit all den häßlichen Erscheinungen moralischer Entartung schon im Sommer 1871 auf, als eben die erste Rate von $\frac{1}{2}$ Milliarde Francs erwartet wurde. Und mit solcher Eier wurden alle kommenden Möglichkeiten von der Spekulation vorweggenommen, daß der Zusammenbruch schon erfolgt war, ehe die letzte Milliarde gezahlt wurde. Kein „Finanzarrangement“ hätte jenen Geist bannen können. Nicht die Form der Finanztransaktionen wirkte demoralisierend. Verderben entstand, weil die in Krieg und Sieg geweihten Kräfte mit dem Friedensschluß vor den unheiligen Gedanken gestellt wurden: Jetzt gilt es die Jagd nach dem rollenden Gold!

Und doch wurde damals ein Plan erörtert, der dem deutschen Volke eine edlere Friedensarbeit ermöglichen sollte; ein Gedanke, der freilich den wirtschaftlichen Ideen jener Zeit so wenig entsprach, daß er nur von einigen erkannt wurde, um alsbald wieder zu versinken. Es handelte sich um die Redaktion von Artikel V der Versailler Präliminarien und Artikel 2 des Frankfurter Friedens, betreffend die Rechte der in den abzutretenden Gebieten wohnenden Franzosen. In der Presse und in der staatsrechtlichen Literatur nicht nur der Deutschen und der Franzosen, sondern ganz besonders auch der Italiener, wurde damals die Frage umstritten, wie ein Staat, der fremde Gebiete annectiere, die darin wohnenden Menschen zu behandeln habe. Den Ansprüchen der französischen Unterhändler gegenüber hielt Bismarck die Meinung aufrecht, daß die Bewohner der an Deutschland abzutretenden Gebiete lediglich das Recht haben könnten, auszuwandern, wenn sie ihre französische Volksgenossenschaft bewahren wollten. Diese Erörterungen gaben natürlich zu mannigfachen politischen Kombinationen Anlaß. Insbesondere die-

jenigen, welche aus militärischen Gründen ein beträchtliches Stück von Französisch-Lothringen für Deutschland erhofften, sahen in der Auswanderung der französisch gesinnten Bevölkerung ein Sicherheitsventil, um späteren Konflikten vorzubeugen. Man erinnerte deshalb an die gewaltigen Worte, die Görres im Jahre 1814 veröffentlicht hatte, als er im Rheinischen Merkur, den man damals „Die fünfte Großmacht“ nannte, für deutsche Lebensinteressen eintrat: Elsaß und Lothringen, so schrieb Görres, hätte man 1813 nehmen sollen, und wenn die Bevölkerung mit ihrer Habe und mit ihrem Vieh ausgewandert wäre, „das würde nun nicht viel verschlagen haben. Man hätte eben neue deutsche Kolonisten hineingebracht, wie es in alter Zeit geschah!“

So bligte der große römische Gedanke auf, die Neuordnung der Grenze eng zu verbinden mit der Durchführung von Siedlungen; der Gedanke, den Julius Caesars Genius geschaffen hatte; die Politik, die er in Gallien erprobt und von der Mommsen sagt, sie habe den Ansturm der Germanen gegen das römische Reich um vier Jahrhunderte zurückgehalten.

Jedoch der große römische Gedanke, welcher fest zugreifende staatswirtschaftliche Organe voraussetzte, paßte schlecht in das Zeitalter der „absoluten Wirtschaftsfreiheit“. Und so wurde der Plan fortgeblasen durch den Frankfurter Frieden, der den nach Frankreich auswandernden Bewohnern das Recht gab, ihr Grundeigentum in den mit Deutschland vereinigten Gebieten zu behalten *).

*) Artikel 2 des Frankfurter Friedens: „Les sujets français originaires des territoires cédés domiciliés actuellement sur ce territoire qui entendront conserver la nationalité française, jouiront jusqu'au premier octobre 1872 et moyennant une déclaration préalable, faite à l'autorité compétente, de la faculté de transporter leur domicile en France et de

Vor einigen Jahren, etwa seit 1910, tauchte in der öffentlichen Diskussion wiederum der Gedanke auf, mit einer Neuordnung unserer Ost- und Westgrenze eine Siedlungspolitik zu verbinden, indem die Einwohnerschaft anneklierter Gebiete zur Auswanderung veranlaßt und so freies Land für deutsche Siedler gewonnen werde. Das Projekt wurde hin- und hergewendet, ohne zünftige Politiker sonderlich zu beschäftigen. Denn es erschien als ein phantastisches Gerede, ungeheuerlich, da es nichts Geringeres als einen europäischen Krieg zur Voraussetzung hatte.

Dann brach der europäische Krieg herein, und schon zwei Wochen später wurde im engen Kreise wohlorientierter Männer eine technisch-politische Untersuchung eingeleitet, ob jener alte Gedanke unter den veränderten Umständen ernsthafte Bedeutung gewinnen könne. Wohl bemerkt: nicht kühne politische Pläne galt es zu entwerfen, nicht irgendwelche europäische „Aufteilungspläne“ galt es zu projektieren, sondern um eine kühle rein technische Prüfung handelte es sich. Hierbei ergab sich, daß die für große Siedlungen erforderlichen staatswirtschaftlichen Organe, die 1871 noch völlig fehlten, jetzt in hoher Vollkommenheit vorhanden sind. Denn die innere Kolonisation hat, besonders seit der Gesetzgebung von 1890 und 1891, nach bitteren Lehrjahren eine zuverlässige Technik geschaffen, und die Männer, die vor 25 Jahren ihre ersten tastenden Siedlungsversuche machten, sind jetzt, unterstützt von geschulten Kräften, fähig, schwierige Aufgaben durchzuführen.

Auch die herrschenden wirtschaftlichen Anschauungen, die 1871 noch ganz im Banne des „freien Spiels der Kräfte“

s'y fixer, sans que ce droit puisse être altéré par les lois sur le service militaire, auquel cas la qualité de citoyen français leur sera maintenue. Ils seront libres de conserver leurs immeubles situés sur le territoire réuni à l'Allemagne. . . .

standen, haben sich seitdem so verwandelt, daß die heute führenden Staatsmänner die öffentliche Meinung vorbereitet finden für große staatliche Siedlungspläne, zumal wenn dadurch sozialpolitische Aufgaben vollkommener erfüllt werden als bisher.

Je mehr die technische und juristische Bearbeitung des Problems vorschreitet, um so klarer tritt hervor, daß es sich hier um ein praktisches Verfahren handelt, welches ebenbürtig neben der inneren und der äußeren Siedlung stehen wird, ein Verfahren, das man als „Austausch-Siedlung“ bezeichnen kann. Die Grundform wäre folgende: Gemäß einer zwischen zwei Staaten getroffenen Vereinbarung werden bei Grenzänderungen die Grundeigentümer eines abgetretenen Gebietes in ihren Mutterstaat übersiedelt. Das so frei werdende Grundeigentum wird an Angehörige des übernehmenden Staates vergeben. Diese Grundform läßt sich in mancherlei Weise modifizieren und verschiedenartigen politischen Verhältnissen anpassen. So kann zum Beispiel eine Austausch-Siedlung auch innerhalb eines Staates erfolgen, um versprengte Sprachkolonien zusammenzulegen und so die Gefahr nationaler Reibungen zu verringern. (In Österreich scheint dieser Gedanke besonders lebhaft erörtert zu werden.) Es ist ferner anzunehmen, daß die Austausch-Siedlung, sobald ihre politisch-ökonomische Bedeutung einmal erkannt ist, auch bei der Durchführung friedlicher Regulierungen zwischen zwei Staaten angewendet werden wird, um Verwicklungen zu verhindern.

Schließlich ist eine Spielart der Austausch-Siedlung für städtische und industrielle Gebiete wichtig. Dort kann bei der Annexion ein „Abschieben“ der Bevölkerung nur selten in Frage kommen, aber dafür ist zu sorgen, daß die Bodenschätze und die großen industriellen Unternehmungen in deutsche Hand übertragen werden, damit nicht die Fehler wiederholt

werden, die nach 1871 in Elsaß-Lothringen gemacht worden sind.

Es wäre vermessen, wollte man heute, da die Entscheidung der Waffen noch nicht gefallen ist, öffentlich darüber diskutieren, auf welche bestimmten Gebiete im Osten und Westen die Austausch-Siedlung anzuwenden ist. Wohl aber ist es an der Zeit, die nationale Bedeutung dieses Machtmittels zu erkennen, damit jedermann im deutschen Volke wisse, welche Möglichkeiten bereitstehen, und wie einmütig ein Staatsmann unterstützt werden muß, der es unternimmt, beim Abschluß dieses Krieges neue lohnende Ziele für deutsche Friedensarbeit aufzustellen. Neue Ziele, die uns empor- und vorwärtsheben, auf daß nicht nach dem Kriege alles wieder in die alten Gleise sinke.

Denn die gehässigen inneren Kämpfe, die uns vor dem Kriege umhertrieben und uneinig machten, hingen zum guten Teil mit der Bodenfrage zusammen. Der preußische Großgrundbesitzer und der landlose deutsche Industriearbeiter stehen einander in unserer Wirtschaftsverfassung in äußerster Spannung gegenüber, und die Elemente, die auf innere Zerrissenheit bei uns hinwirken, saugen ihre zerstörende Kraft aus diesem wirtschaftlichen Gegensatz. Der Großgrundbesitz gab dem preußischen Staate die geschlossene Agrarverfassung, von der man gesagt hat, sie sei zugleich Abbild und Grundlage der straffen staatlichen Organisation Preußens. Der Großgrundbesitz bot das Material für die militärische Entwicklung; er war seit Jahrhunderten der Mutterboden für den preußischen Offizierstand, und jeder, der die Verlustlisten dieses Krieges liest, weiß, daß der preußische Großgrundbesitz auch heute seinen Mann steht.

Im Vertrauen auf diese staatliche Bedeutung hält der Großgrundbesitz seine politische Machtstellung fest und wider-

strebt im innersten Herzen allen Versuchen, den Grund und Boden durch energisch eingreifende innere Kolonisation aufzuteilen. Denn er weiß, daß mit dem wirtschaftlichen Fundament auch die politische Kraft bedroht wäre, die heute den Halt dessen bildet, was man in Preußen konservativ nennt. Wie ein neuer Antäus — so hat man gesagt — findet der deutsche Konservatismus nach jedem Schlage, nach jedem Falle, seine alte Kraft wieder durch Berührung des nährenden Bodens, der weiten Flächen, auf denen seine Schlösser und Herrenhöfe seine Macht vergegenwärtigen.

Die Gegner dieser Gewalt aber beklagen, daß der Großgrundbesitz diese weiten Flächen festhalte, die aufgeteilt werden könnten, um Teile des deutschen Arbeiterstandes aufzunehmen und als kleine Besitzer bodenständig zu machen. Je mehr der Arbeiterstand an Größe und Bedeutung gewonnen hat, um so härter haben sich die Gegensätze widereinandergestellt, und um so greller ist der Streitruß erklingen. Ja, unser ganzes Parteiwesen ist von diesem Gegensatz vergiftet worden, und wenn der Friedensschluß hier nicht einen neuen Weg zeigt, so wird auch dieser Krieg nur einen kurzen Waffenstillstand bedeuten zwischen den beiden mächtigen „Ständen“, deren Mitglieder heute draußen im Felde Schulter an Schulter stehen, um mit ihren Leibern einen Wall zu bilden von der Nordsee bis zur Schweiz, von Schlesien bis zu Ostsee.

„Wenn ich in den Lazaretten — so sagte der Kaiser im Oktober 1914 — die Soldaten fragte, wo sie die schrecklichen Wunden her hätten, habe ich immer wieder die Antwort gehört: Da wo unsere Offiziere hingehen, sind wir mitgegangen! — Das ist der rechte Geist der Kameradschaft zwischen Mannschaften und Offizieren. So muß es sein! So können wir auf Sieg hoffen!“

Und soll nun, wenn diese Männer heimkehren, der furchtbare Streit um den Futterplatz wieder zwischen den Kamera-

den entbrennen? Soll das Vertrauen, das der Mann zum Mann gewonnen hat, zum Spott werden, weil nicht Raum genug ist, um im Sonnenlicht zu leben? Deshalb schafft Raum für Siedlungen! Gelingt es unseren Staatsmännern, die Austausch-Siedlung beim Friedensschluß durchzusetzen, so wird zum mindesten auf zwei Generationen hin der im Innern bestehenden Spannung ihre unwiderstehliche Kraft genommen. Denn es wird dann möglich sein, Klein-Siedlungs-Provinzen zu schaffen, ohne den deutschen historisch gefestigten Grundbesitz zu bedrohen, und ohne seine für die Gesamtheit wichtigen wirtschaftlichen Leistungen zu vernichten. Dann wird erreicht werden, was in all den Friedensjahren unerreichbar blieb: genügend Land zu mäßigem Preise! Damit ist viel, sehr viel gesagt, denn wir haben für die Führung unserer inneren Politik, für die Sicherheit und Gesundheit unseres Staatslebens wahrlich keine wichtigere Aufgabe als die, möglichst viel deutsche Familien auf deutscher Erde anzusiedeln. Unter erfahrener Leitung wird mit Ausschluß jeder Spekulation die Siedlung erfolgen. Gewiß die edelste, die wirksamste Art, die „Vaterlandslosigkeit“ zu bekämpfen. Denn ein Volk lernt den Boden lieben, wenn es Grundbesitz erlangen kann, der ohne harte Schulden ist, und der Hoffnung gibt, einer Familie Leben und Entwicklung zu gewähren. Auf solchem Grunde erwächst das Heimatsgefühl, das dem Dasein Ruhe und Kraft verleiht. Und wenn wir stolz auf unsere Industrie blicken, ohne deren imposante Leistungen die deutsche Rüstung in diesem Kriege nicht denkbar wäre, so müssen wir doch wünschen, daß neben der Industriewelt eine Bauernwelt bestehe, nicht als ein zerfallender Rest aus alten Tagen, sondern durch neuzeitliche genossenschaftliche Einrichtungen befestigt und so ausgestattet mit all den Möglichkeiten, welche arbeitsfreudigen Menschen das Leben lebenswert machen.

Es ist ein paradoxer Zug unseres Wirtschaftslebens, daß wir im Deutschen Reiche seit etwa 15 Jahren Arbeitslosigkeit und Arbeitermangel zu gleicher Zeit erleiden. In demselben Augenblick, da sich hunderttausend deutsche Arbeiter vergebens nach Beschäftigung drängen, kommen viele hunderttausend ausländische Arbeiter zu uns herein. Jahr für Jahr wiederholt sich in einer zuweilen rätselhaften Spannung dieser Gegensatz. Die öffentlichen Arbeitsnachweise berichten, daß auf hundert offene Stellen 150—200 deutsche Arbeitsuchende kommen, während im gleichen Monat die Arbeiterzentrale über Arbeitermangel klagt und darauf hinweist, daß mehr ausländische Arbeiter aus Polen, Mähren und Ungarn hereingezogen werden müßten, um den dringenden Bedarf zu decken. Im Jahre 1913 stieg die Arbeitslosigkeit so weit, daß fast jeder zwanzigste deutsche Arbeiter ohne Arbeit war. Im gleichen Jahre strömten über $\frac{3}{4}$ Millionen ausländische Arbeiter über unsere Grenzen, um in Industrie und Landwirtschaft die dringend notwendigen Arbeiten zu verrichten.

Man hat versucht, diese Spannung durch eine Entwicklung der Arbeitsnachweise zu verringern, jedoch trotz mancher örtlicher Erfolge blieb die paradoxe Erscheinung im großen und ganzen fast unverändert: Arbeitslosigkeit und Arbeitermangel zu gleicher Zeit!

Welche Verheerung, welche Vergiftung unseres politischen Lebens ist aus dieser Spannung entstanden! Man warf dem deutschen Arbeiter vor, daß er nichts tun wolle, daß er, gedeckt durch die sozialpolitischen Einrichtungen, bequemen Müßiggang suche. Den Unternehmer aber verdächtigte man, daß er den deutschen Arbeiter auf die Straße setze, um sich in den Ausländern ein fügsames Material von Streikbrechern zu erhalten. Und doch ist der tiefste Grund des Gegensatzes ein

anderer: Alle diejenigen Arbeiten, die nur während eines Teiles des Jahres ausgeführt werden können (sogenannte Kampagnearbeiten) und viele Gewerbe, welche alljährlich eine Periode hoher und eine Periode geringer Beschäftigung erleiden (sogenannte Saisongewerbe) erfordern eine Elastizität des Arbeitsmarktes, welche gestattet, zahlreiche Arbeitskräfte zu Beginn der Kampagne heranzuziehen, um sie am Schluß der Kampagne wieder zu entlassen. Solche Elastizität des Arbeitsmarktes ist in Deutschland nur erreichbar, wenn etwa eine Million Arbeiter alljährlich von Industrie und Landwirtschaft aufgenommen und wieder abgestoßen werden können. Für diesen wechselnden Bedarf sind die über unsere Grenze kommenden und wieder zurückflutenden ausländischen Arbeiter unentbehrlich. Die deutsche Arbeiterschaft wäre selbst bei der vollkommensten Verteilung ihrer Kräfte gar nicht in der Lage, in einem gegebenen Moment die erforderlichen Arbeitermengen zu stellen, um sie nach Ablauf der Kampagne wieder abzurufen. Also hat sich unter dem Druck der wirtschaftlichen Kräfte eine Art nationaler Arbeitsteilung entwickelt, welche gewisse Arbeiten den Ausländern zuweist. Zwei von einander getrennte Arbeitsmärkte sind so entstanden, ein Inländer-Markt und ein Ausländer-Markt, und wenn auf dem Inländer-Markt Arbeitslosigkeit, auf dem Ausländer-Markt aber Arbeitermangel herrscht, entsteht jene paradoxe Erscheinung, die unsere sozialen Kämpfe verbittert und verschärft. Daher gilt es, den meist überfüllten Inländer-Markt mit einem Sicherheitsventil zu versehen, und wieder heißt das Mittel: Gebt ihnen Raum zur Siedlung! Gebt ihnen hinlänglich Land zu mäßigem Preise! Dann werden teils Familienbetriebe entstehen, welche die Kräfte von Mann und Frau und Kindern für die Landwirtschaft ausnutzen, teils auch kleine Arbeiterfiedlungen, aus welchen einzelne Familienmitglieder in Industrie oder Landwirtschaft auf Arbeit gehen.

Bisher wurde jeder großzügige Versuch, hier einzugreifen, dadurch verhindert, daß es nicht Land genug gab und daß die Bodenpreise zu hoch waren. Viele Tausende mußten zurückgewiesen werden und die erwachende Ansiedlungslust wurde erstickt. Welche edle Erweiterung des deutschen Arbeiterlebens wäre hier möglich! Ein Strom von Siedlern könnte hervorgelockt werden, und man hätte nicht zu befürchten, daß — wie es nach den 70 er Depressionsjahren geschah — hunderttausende deutscher Familien über See ziehen, um im fremden Lande eine neue Heimat zu suchen.

Zu diesen Massen aber, für welche Land zu schaffen ist, kommen weiter hunderttausende deutscher Familien, die als bedrängte Klein-Grundbesitzer am Schwarzen Meer und an der Wolga sitzen, und denen den Rückweg zur deutschen Heimat zu öffnen heute ein Gebot der Politik ist.

Vor 150 und vor 100 Jahren sind diese Deutschen aus Württemberg, Hessen und Sachsen von der russischen Regierung dort hingezogen worden, um dem Ackerbau aufzuhelfen und den rohen benachbarten Stämmen als Beispiel zu dienen. Hohe Versprechungen wurden den wackeren siedlungslustigen Deutschen damals gemacht. Anfangs freilich hatten sie Kämpfe zu bestehen und einige deutsche Kolonien sind von den Kirgisen zerstört worden; bald aber waren sie bei ihren rauhen Nachbarn wohlgelitten dank der großen wirtschaftlichen Dienste, welche sie im Gouvernement Saratow und an den Küsten des Schwarzen Meeres leisteten. Alexander von Humboldt, der die Kolonien im Jahre 1829 besuchte, fand sie blühend, die Einwohner durch Wohlstand und Reinlichkeit ausgezeichnet und deutsch sprechend.

„Nicht ohne Rührung“, so berichtete ein anderer deutscher Forscher, „kann ich auf diesen Teil meines Weges zurückschauen, denn es drängten sich frohe und wehmütige Erinne-

rungen durch meine Seele. Auf einer Strecke von mehr als 80 Werst Länge war ich unter Landsleuten gewesen, die in deutschen Dörfern wohnten, und von denen nur wenige etwas russisch verstanden. . . . Auf jeder Station versammelte man sich um uns, um hundert Fragen zu tun, weil man mich, obgleich ich schon fünf Jahre in Rußland lebte, doch als einen neuen Ankömmling aus dem gemeinsamen Stammvaterlande betrachtete und mit Zutrauen als Landsmann empfing. Ich selbst glaubte mich auf der durchlaufenen Strecke wie durch einen Zauberschlag in mein Vaterland versetzt, denn das Eigentümliche des Volkes war weder durch das seit seiner Ansiedlung verstrichene halbe Jahrhundert, noch durch den Verkehr mit Nachbarn fremden Stammes, noch durch das Klima und den Boden verwischt worden, wie seine Sprache, seine Lebensart, seine Sitten und Gebräuche, seine häusliche Einrichtung, seine Ökonomie und seine Gerätschaften beweisen. . . . Die Bauart und Einrichtung der Wohnungen nach vaterländischer Weise, die Reinlichkeit und Ordnung in den Haushaltungen, die Betreibung des Ackerbaues und der Viehzucht kontrastierte zum Vorteil der Bewohner sehr stark mit den benachbarten russischen Dörfern und deutete nicht bloß auf einen höheren Grad von Kultur, sondern auch auf einen größeren Wohlstand hin.“

Von den schwäbischen Kolonien am Schwarzen Meer berichtete ein deutscher Reisender um die Mitte des 19. Jahrhunderts: „Gegenwärtig sind die Schwaben ihren russischen Nachbarn in jeder Hinsicht so überlegen, daß eine Verwischung ihrer Eigentümlichkeiten nicht zu beforgen ist. Ihre Produkte sind die gesuchtesten in Odessa, ihre landwirtschaftlichen Einrichtungen so zweckmäßig, daß die beste Empfehlung für eine solche ist: „„So machen es die Deutschen.““ Ihre Gerätschaften, ihre Wagen sind fest, mit Eisen zusammengefügt, so daß die Russen jeden Zusammenstoß mit den letzteren

fürchten, weil sie die Folgen davon für ihre bloß hölzernen Gestelle kennen; selbst in Schlägereien ziehen die Russen den kürzeren. . . . Sie kleiden sich noch ganz deutsch, sprechen nur wenig russisch im Verkehr, unter sich ihre schwäbische Sprache, und abends singen die jungen Leute deutsche Lieder vor den Häusern. Die meisten Überzähligen in den an Bevölkerung rasch zunehmenden Kolonien gehen in die Städte über, wo ihrem Fleiß und ihrer Betriebsamkeit viele Wege offen stehen, und wo sie wieder große deutsche Gemeinden bilden, die durch Zusammenleben, durch Kirchen und Schulen den deutschen Geist erhalten.“

Seit etwa 1¹/₂ Jahrzehnten aber hat sich die Lage der deutschen Kolonisten verschlechtert. Was sie den Russen geben konnten, hatten sie gegeben. Sie hatten die Häuser, die Brunnen und die Ackergerätschaften der Russen verbessert, sie hatten gezeigt, wie man die Heuschreckenplage bekämpfen und die Schlangen ausrotten könne. Sie hatten gelehrt, wie man Magazine anlegt, um Jahre des Mißwachses zu überstehen, unendlichen Segen hatten sie gestiftet. Aber als dann schließlich der russische Staat die schwäbischen Lehren aufgenommen und in wichtigen Organisationen verwirklicht hatte, da vergaß man in Rußland, daß den wackeren deutschen Siedlern Dank gebühre. Entgegen ihren Privilegien preßte man sie zum Militärdienst, bedrückte sie mit hohen Steuern, erschwerte ihre weitere Entwicklung, und jetzt, da der gegenwärtige Krieg die nationalen Leidenschaften in nie gekannter Weise entflammt hat, jetzt geht man, wie die zu uns dringenden Nachrichten leider erkennen lassen, an die brutale Russifizierung und Vernichtung unserer Volksgenossen. Noch sitzen sie am Schwarzen Meer und an der Wolga auf ihren Bauernwirtschaften, etwa 7—800 000 Deutsche, in einer undurchdringlichen slavischen Umgebung. Für die allgemein deutschen Interessen vermögen jene Kleinsiedler dort schon längst

nichts mehr zu leisten, wohl aber ist es noch möglich, sie, die uns zum Teil schon entfremdet sind, zu retten und sie, untermischt mit kerndeutschen Bauern, bei uns anzusiedeln. Nicht alle werden zurückkehren, doch wird die Zahl der Rückwanderer dadurch vergrößert werden, daß aus anderen Teilen Rußlands mancher deutsche Siedler heimkehren möchte, um der nach dem Kriege unvermeidlich erscheinenden Russifizierung zu entgehen. Wir brauchen sie, wir brauchen jeden Deutschen, aber wir können sie nur an uns ziehen und bei uns wieder wurzelfast machen, wenn wir ihnen genügend Land geben zu mäßigen Preisen. So gewinnt der Gedanke der Austausch-Siedlung eine neue Beleuchtung und eine erhöhte Bedeutung.

Wenn es dem Deutschen Reiche weder an Menschen noch an Einrichtungen fehlt, um eine gewaltige Siedlung ins Werk zu setzen, sind die Bevölkerungs- und Landverhältnisse bei unserem östlichen wie bei unserem westlichen Nachbar durchaus geeignet, die Austausch-Siedlung ebenfalls zu erleichtern. Denn Rußland hat ungeheure Flächen zur Verfügung und Frankreich klagt über den Mangel an Bevölkerung. Auch handelt es sich um Aufgaben, deren Technik unserem östlichen Nachbar keineswegs fremd ist. Haben doch die russischen landwirtschaftlichen Behörden in der letzten Zeit jährlich 5—700 000 Menschen als Ansiedler in neu erschlossene Gebiete verpflanzt und ein Areal, das fast so groß ist wie $\frac{2}{5}$ des Deutschen Reiches (39%), der Stolypinschen Agrarreform unterzogen. Der Plan einer Austausch-Siedlung hat für solche Praktiker keine technischen Schwierigkeiten, sondern liegt durchaus im Gesichtskreis ihrer bisherigen Arbeiten. Erleichtert wird eine Austausch-Siedlung der unserer Ostgrenze benachbarten polnischen Bevölkerung auch durch die inneren politischen Verhältnisse Rußlands, denn seit Jahr-

zehnten streben die Polen aus wirtschaftlichen Gründen danach, sich weiter östlich in Teilen der Gouvernements Grodno, Wilna, Minsk, Witebsk anzusiedeln. In diesen Gouvernements, die bis 1793 resp. 1795 zu Polen gehörten, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ausbreitung und Hebung der polnischen Bevölkerung sehr günstig. Aus politischen Gründen aber legte die russische Regierung, insbesondere seit 1865, den Polen Schwierigkeiten in den Weg und suchte den Entwicklungsgang durch eine scharfe Land- und Steuergesetzgebung aufzuhalten. Sie verbot den Polen, dort neuen Grundbesitz zu erwerben und belegte die polnischen Liegenschaften mit einer hohen Sonderbesteuerung, um den polnischen Grundbesitz in jenen Gouvernements zu verringern. Zahlreiche polnische Familien, die heute nahe der preußischen Grenze wohnen, sind aus Grodno, Wilna, Minsk, Witebsk vertrieben worden, und jeder Pole ist sich bewusst, daß diese Gebiete durchaus zum polnischen Kulturkreis gehören, jeder von ihnen weiß, daß gerade das die Länder sind, von denen der polnische Nationaldichter Adam Mickiewicz sang:

„Wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland!
Wer dich noch nie verloren, der hat dich nie erkannt.
In deiner ganzen Schönheit prangst du heut' vor mir,
So will ich von dir singen, denn mich verlangt nach dir.“

Die russische Regierung hat sich bemüht, dort gewaltsam zu russifizieren. Ausgedehnte polnische Ländereien hat sie an hohe russische Beamte gegeben, die zum Teil fern von ihren Gütern leben und durch ihren Mangel an Interesse zeigen, wie fremd ihnen das Land geblieben ist.

Es bedarf nur eines Rückschlages gegen diese künstliche, auf die Westgrenze hindrängende Wirtschaftspolitik, um weites Hinterland für die Durchführung der Austauschsiedlung zu eröffnen. Und schon ist der Krieg am Werke, um den Organisa-

toren vorzuarbeiten. Denn in den Gebieten, welche für die Austauschsiedlung in Frage kommen, reißen die kriegerischen Ereignisse die Bevölkerung bereits vom Boden los. Wer im Westen und Osten hinter unseren vorrückenden Truppen die romanische und die slavische Bevölkerung beobachtet, weiß, daß die Grundbesitzenden dort nur die eine angstvolle Frage haben: „Werden wir entschädigt werden; werden wir einigermaßen entschädigt werden?“ Die Menschen, die man im Frieden für unlösbar verbunden hielt mit ihrer Scholle, sind dort durch den Krieg so geängstet, so gefährdet, so erschüttert, daß ihre Übersiedlung in neue Distrikte wenig Schwierigkeiten machen wird, wenn ihnen nur die Hoffnung geboten wird, gemeinsam mit ihren früheren Nachbarn eine neue Existenz zu gründen.

Möge man diese Kluft, die der Krieg zwischen Vergangenheit und Zukunft aufgetan hat, wohl benutzen. Man hüte sich, den früheren Zusammenhang durch sentimentale Zugeständnisse wiederherzustellen. Zu allem Handeln gehört Vergessen.

Mit einem Schlage ist dadurch zugleich eine neue Form der Kriegsentschädigung geschaffen, und zwar eine Form, die den bisher üblichen Arten der Kriegsentschädigung volkswirtschaftlich weit überlegen ist. Denn indem der unterliegende Staat „Land ohne Grundbesitzer“ abtritt, übernimmt er die Auswanderung und die volle Entschädigung der bisherigen Grundbesitzer sowie die Abtragung der auf dem Boden lastenden Schulden und überläßt dem siegreichen Staat das so frei gewordene Privateigentum an Boden. Anstatt also, wie bisher, lediglich in Gold, Banknoten, Wechseln, zu zahlen, zahlt der unterliegende Staat so, daß er den Grund und Boden eines abgetretenen Gebietes schuldenfrei zu Eigentum übergibt.

Man kann leicht berechnen, daß eine so durchgeführte Grenzregulierung, selbst wenn sie nur verhältnismäßig kleine

Gebiete umfaßt, dem siegreichen Staate Milliarden einbringt. Würden wir zum Beispiel nur den Keil fremden Gebietes, der sich aufdringlich zwischen Ostpreußen und Schlesiens gegen Posen vorschiebt, mit einer neuen Grenze durchschneiden und so eine zweckmäßige Verkürzung unserer Ostgrenze schaffen, so würde das — sofern man damit die Austauschsiedlung verbindet — schon eine Kriegsschädigung von mehr als zwei Milliarden Mark darstellen. (Hierbei lege ich die niedrigen russisch-polnischen Bodenpreise zugrunde.) Schafft man gleichzeitig auf Kosten des besiegten Gegners Fonds, um das erworbene Gebiet mit Chausseen, Eisenbahnen, Kleinbahnen zu versehen und die Flüsse zu regulieren, so würde der Boden in kurzer Zeit das Dreifache des heutigen Wertes erlangt haben.

Es ergibt sich also gewissermaßen als „Nebenprodukt“ der Austauschsiedlung eine neue Form der Kriegsschädigung, die zum Teil in der Hingabe von schuldenfreiem Grundeigentum, zum Teil in der Hingabe von beweglichen Werten (Geld, Wechsel, Effekten usw.) ruht. Indem man so „unbewegliche“ und „bewegliche“ Zahlungsmittel zugleich anwendet, erreicht man ein volkswirtschaftlich erwünschtes Ergebnis, denn es werden gleichzeitig die Elemente der Produktion und die Umlaufmittel vermehrt, und es wird so jene „Verrentung der Produktion“ verhindert, die fast nach jedem Kriege der Volkswirtschaft droht und die den Keim schwerer Krisen in sich birgt.

Höher aber als alle diese Vorteile ist es zu schätzen, daß es so möglich wird, das deutsche Volk mit dem Ende dieses Krieges vor eine gewaltige gemeinsame Friedensarbeit zu stellen. Eine Friedensarbeit, die alle Kräfte zusammenfaßt, auf zwei Menschenalter hinaus den gefährlichsten Gegensatz, den Deutschlands innere Politik kennt, beseitigt und der Volkswirtschaft neue erfreuliche Bahnen schafft; eine Friedensarbeit, die uns fähig macht, die im Auslande halb verlorenen

Brüder für die Heimat zurückzugewinnen und die unsere Binnenwirtschaft so erweitert, daß wir die härtesten Schicksale über See ertragen könnten! Was kann die Glieder einer Nation enger verknüpfen, sie stärker machen gegen innere Wirren als die Teilnahme an einer so großen gemeinsamen Aufgabe?

Man hat die deutsche Siedlungsbewegung, die sich in früheren Jahrhunderten gegen den Osten vorwärts schob, eine Großtat der deutschen Nation genannt, weil die staatliche Macht, die Deutschland schließlich nach furchtbarem inneren Zwist erlangt hat, auf jenen Siedlungen ruht. Preußens Kernlande sind „Kolonialland“, erschlossen und entwickelt durch Siedler, die aus allen deutschen Stämmen zusammenströmten. Ein Gebiet, das etwa $\frac{3}{5}$ des heutigen Deutschlands umfaßt, ist so mit Hack' und Spaten erobert worden. Das ganze deutsche Volk, das ganze Volk bis zur äußersten Westgrenze war daran beteiligt.

Aber wir brauchen die Geschichte gar nicht zu befragen, denn jeden Tag sagt es uns unsere Lage im Herzen Europas, daß die Grenzsiedlung das Schicksal Deutschlands ist. Gegen drohende Vernichtung, gegen den Druck von Osten und Westen schirmt uns auf die Dauer nur der Gegendruck, den wir mit der Grenzsiedlung auszuüben vermögen. Indem der Weltkrieg unser deutsches Reich in eine belagerte Festung verwandelt, beweist er dem deutschen Volke, daß jener antike Gedanke über unsere Zukunft entscheiden wird. Das hat das deutsche Volk verstanden. Die öffentliche Meinung erkennt, daß es die wichtigste Hoffnung ist, die Deutschland mit diesem Kriege verbindet. Schon tönt von allen Seiten die gleiche Forderung, und einmütige Unterstützung wird der Staatsmann finden, der beim Abschluß dieses Krieges die Austausch-Siedlung als neues lohnendes Ziel deutscher Friedensarbeit aufstellen wird.